



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

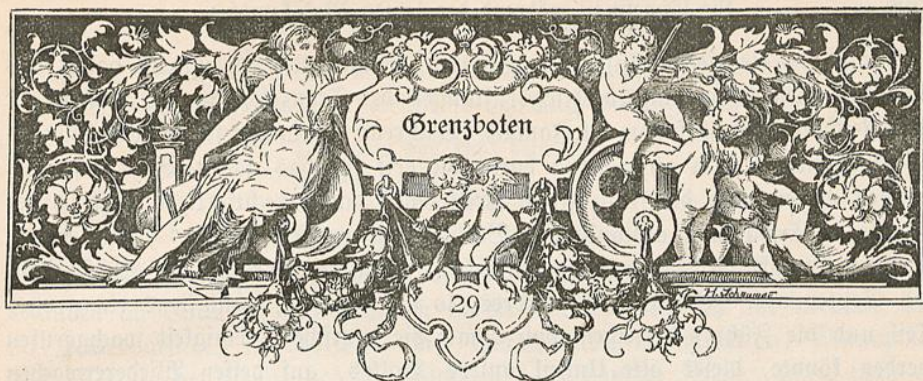
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Opposition während des letzten Wahlkampfes.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Opposition während des letzten Wahlkampfes.



seit dem Bestehen des Reiches war die Zeit von der Auflösung des vorigen Reichstags bis zur Wahl des neuen die sorgenvollste, die das deutsche Volk durchlebt hat. Was sie in sich barg, konnte erst ihr Ende zeigen. Der Verlauf der politischen Bewegung in Deutschland aber mit besonderer Berücksichtigung der Opposition war so: Nachdem Zentrum und Deutschfreisinnige ihrem römisch-welfischen Fanatismus und ihrem Haß gegen den leitenden Staatsmann, endlich ihrer doktrinären Verantworte am Ende des verfloffenen Reichstags mit dem Versuch, das Reich durch Ablehnung der Militärvorlage wehrlos zu machen, berebten Ausdruck gegeben hatten, fingen sie nach der Auflösung sofort an, das für den 21. Februar zu neuen Wahlen berufene deutsche Volk mit allen Mitteln, besonders durch Vorpiegelung einer drohenden, wilden Reaktion zu schrecken. Indem sie von beabsichtigter Verfassungsverletzung redeten, versuchten sie so der Regierung zu der schweren Sorge um die Sicherheit des Vaterlandes auch noch den innern Konflikt aufzubürden. Und so groß war die Gewissenlosigkeit dieser Opposition, daß sie dies alles betrieb, während Pferde, Schwefeläther für den neuen Sprengstoff und Bretter zu Baracken, die die französische Vorhut an der deutschen Grenze aufnehmen sollten, für Frankreich gekauft und schleunigst eingeführt wurden. Das alles wußte man in Deutschland mit Sicherheit, aber Römlinge und Deutschfreisinnige wollten es nicht wissen. Erklärte doch die „Vossische Zeitung“ alle zur Beunruhigung geeigneten Meldungen, wie sie aus Hamburg, aus Mecklenburg, aus dem Elsaß, aus der Schweiz mit vollster Sicherheit kamen, für bloße Wahlmanöver und rühmte dagegen die französische Friedfertigkeit. Während Richter und Windthorst mit Sophismen und Intriguen

das Land in die tiefste Aufregung stürzten, ermutigten sie zugleich damit das Ausland. Die beschleunigten Kriegsrüstungen der Franzosen folgten unmittelbar dem Reichstagsbeschuß vom 14. Januar. Während Boulanger für seine Rüstungen 86 Millionen bereits ausgegeben hatte, die erst für das nächste Jahr gefordert worden waren, und die französische Presse dies damit rechtfertigte, daß „dieser Betrag in Erwartung anstandsloser Bewilligung ausgegeben sei,“ verlangte die deutsche Opposition zur parlamentarischen Machterweiterung die Abschaffung des Septennats. Wenn nichts anderes, so glaubten sie, wenigstens ein großer Teil und die Führer derselben, daß damit die deutsche Uneinigkeit wachgerufen werden könnte, dieses alte Unheil unsers Volkes, auf dessen Wiedererwachen die Franzosen nur hoffen. Da fragte sich wohl mancher Vaterlandsfreund besorgt: Wird unser Volk politisch so gereift sein, daß es die großen Errungenschaften, die es mit Hilfe seiner Staatsmänner und Helden davongetragen hat, auch festzuhalten versteht, wird es den vaterlandslosen Störenfrieden am 21. Februar die gebührende Antwort geben? Oder wird es von dem Hasse der Feinde Bismarcks sich anstecken lassen und so dem Parteigeist und der politischen Haltlosigkeit früherer Jahrhunderte verfallen?

In diesen Haß gegen Bismarck teilten sich auch jetzt, während der Zeit des Wahlkampfes, Deutschfreisinnige und Römlinge zu gleichen Teilen. Was die letzteren angeht, so prophezeite der „Westfälische Merkur“ die baldige schmachliche Niederlage Bismarcks und verglich ihn mit dem Usurpator Napoleon I., um zu weisagen, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er zerbricht. Das katholisch-österreichische Blatt, „Das Vaterland,“ welches von einem konvertirten, nach Österreich verpflanzten mecklenburgischen Edelmann, v. Vogelsang, geleitet wird, war so aufrichtig oder auch so schamlos, frei zu bekennen, daß man dem Zentrum in seinem Kampfe gegen die Militärvorlage der Regierung beitreten müsse, nicht weil das Triennium für die Festsetzung der Friedensstärke gegenüber dem Septennat das Richtige wäre, sondern damit man gegenüber der protestantischen Regierung in der dreijährigen Bewilligung immer ein „staatliches Pfandobjekt“ habe.

Empörend war es aber nun, zu sehen, wie vonseiten der Mehrheit des aufgelösten Reichstags alles aufgeboten wurde, um die Wähler über die Ziele des Kampfes irre zu führen. Jedes Mittel war recht, das hierzu diente. Wenn der welfische Mephisto den Grafen Moltke als den in Anspruch nahm, der selber auch für die regierungsfeindliche Mehrheit sei, so durfte dann weiter auch die Lüge schon so frech auftreten, daß die Fortschrittsblätter, wie z. B. die „Siegener Zeitung,“ erklärten, die Mehrheit habe für die Regierungsvorlage „die 468 000 Mann auf drei Jahre“ gestimmt, die Minderheit dagegen. Man brauchte hierbei nur ein Komma nach „Mann“ wegzulassen, so hatte man eine Regierungsvorlage von „468 000 Mann auf drei Jahre.“ Aber was für Wähler und mit welchem Verstande begabt setzten solche Blätter voraus! Der

Altmeister Goethe hätte sich wohl im Grabe herumgedreht, wenn er erfahren hätte, daß sein wigiger Rat dereinst so pünktlich befolgt werden sollte:

Darf man das Volk betrügen?

Ich sage: nein!

Doch willst du sie belügen,

So mach es nur nicht fein!

Selbst die preußischen Landtagsverhandlungen wurden dazu benutzt, den Glauben im Volke zu erwecken, daß es bei den Wahlen sich nur nebenbei um die Heeresvorlage, in der That und hauptsächlich um Reaktion, Monopole, Schmälerung der Rechte des Reichstags u. s. w. handle. Bisher hatte man es immer für ein herrliches Glück ansehen können, welches dem deutschen Volke zu Teil geworden war, daß es in Erscheinungen wie Moltke Männer hatte, denen jeder, hoch oder niedrig, unbedingten Glauben schenkte. Auch dieses Glück benagte wie ein giftiger Wurm die deutschfreisinnige Lüge. So konnte z. B. der Kandidat der Deutschfreisinnigen in Lübeck behaupten, daß anfänglich auch Moltke die Opferwilligkeit der Freisinnigen und des Zentrums in Sachen der Militärvorlage mit der dreijährigen Bewilligung anerkannt habe, später aber sei ein Druck auf ihn ausgeübt worden dahin, daß er auf der siebenjährigen Bewilligung bestehen müsse. Wäre da nicht etwas andres für solche Wahrheitsfreunde besser am Platze gewesen, als die Anfrage des Handwerksmannes Viedtke, der den Feldmarschall um Aufschluß bat? Die Opposition aber hatte noch nicht genug daran gehabt, politische Buchergeschäfte zu treiben, als sie die Zwangslage des Staates benutzen wollte, um parlamentarische Machtfragen zum Austrag zu bringen, sie mußte auch der Volkseele damit ihr Gift einsflößen, daß sie ihr den Glauben an ihre großen Männer zu nehmen versuchte. Wäre das gelungen, es wäre trostlos gewesen; denn ein Volk, welches seine großen Männer nicht mehr ertragen kann, geht abwärts. Daß aber dieser Glaube im deutschen Volke noch feststand, sah man, als Bismarck, es war wohl am 24. Januar, ganz unvermutet im Landtage erschien. Er hatte, wie er selbst sagte, eine schlaflose Nacht gehabt; die Lügen des kleinen Herrn von Malepartus hatten doch seine Sorge erregt. Der Welse ließ Tabaks- und Branntweinmonopol im Anzuge sein, er ließ Veränderungen an der Verfassung und Verkümmerung des allgemeinen Wahlrechts geplant werden. Bismarck hatte in der schlaflosen Nacht die Rede der schwarzen Perle gelesen und hatte sich gesagt: es ist doch möglich, daß diese Verdächtigungen, wenn ihnen nicht widersprochen wird, eine Anzahl Wähler ins Lager der Vaterlandsfeinde führen. So fuhr er am andern Morgen ins Abgeordnetenhaus und bezugte laut und deutlich, daß es nicht wahr sei, was von Tabaks- und Branntweinmonopol gestunkert werde, nicht wahr, was von Verfassungsverletzung und Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts der Regierung untergeschoben werde. Es seien erbärmliche Verdächtigungen der offenen und geheimen Gegner des Reiches.

Das war Bismarcks Wahlrede, und sie wirkte lustreinigend zu einer Zeit, als bereits das Biegengift des Rattenfängers von Meppen ausgestreut worden war und zu wirken anfang. Für jedermann glaubhaft wies Bismarck nach: Monopole können und müssen nur in einem Falle kommen, nämlich nach einem unglücklichen Kriege; der bringt die Monopole, wie er die Welfen bringt. Das deutsche Volk mußte es jetzt wissen, wer Windthorst wählt, der will die Monopole. Dabei hielt Bismarck der Fortschrittspartei ihr Sündenregister vor, wie es ihr noch nie so klar vor die Augen gestellt worden war. Er zeigte ihr, wie sie gegen alles gestimmt hatte, was auf Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes ging, wie jeder Fortschritt der preussischen Monarchie von den Vertretern der Fortschrittspartei aufs bitterste bekämpft worden war. Das Register, das Bismarck aufzählt, ist zu gelungen, als daß es hier nicht wiederholt werden sollte.

Als ich hierher kam — sagte er in der letzten von den drei Reden am 24. Januar — wogte der heftigste Kampf, dann kam es zur Polenfrage, wo ich für Rußland Partei nahm, die Fortschrittspartei für Polen. Es kam der dänische Feldzug; da hat die Fortschrittspartei mit allen Mitteln der Chikane unsere Politik erschwert, und als die Befreiung Schlesiens von Dänemark erfolgte, stand die Fortschrittspartei mit ihren Sympathien auf dänischer Seite. Für die Zerschneidung des gordischen Knotens in der deutschen Frage hat uns die Fortschrittspartei nicht beigegeben, sie hat uns die Lösung erschwert; sie hat gegen den Norddeutschen Bund gestimmt, sie hat unsere Politik mit Frankreich bekämpft, und während jeder wissen konnte, daß auf Sadowa der Krieg mit Frankreich folgen mußte, hat sie einen Abrüstungsantrag gestellt. Von der Fortschrittspartei ist 1869 ein Abrüstungsantrag gestellt worden, wie wir neulich hörten, auf Anlaß eines Franzosen von europäischer Berühmtheit (Garnier-Pagès)... Es ist doch stark, daß von Mitgliedern der Fortschrittspartei auf Betreiben von Franzosen ein Abrüstungsantrag gestellt wurde. Wer nur ein bißchen Verstand hat, muß doch das Gefährliche davon einsehen. Als wir mitten im Kriege mit Frankreich waren, haben Mitglieder der Fortschrittspartei dem Feinde ihre Sympathie bezeugt; ich nenne nur den Namen Jacoby. Die Fortschrittspartei hat gegen die Reichsverfassung, hat gegen die Eisenbahnverstaatlichung, sie hat gegen den Schutz der inländischen Arbeit gestimmt. Noch heute rühmt sich der Abgeordnete Richter seines Widerstandes dagegen. Alles, was Deutschland groß, reich und einig gemacht hat, ist immer von der Fortschrittspartei bekämpft worden.

Die Deutschen im Auslande fühlten sich bei der Erinnerung an den obersten heimischen Vertretungskörper wie „geprügelt,“ und die Auflösung hatte sie von einem Apdruck befreit. „Sollten wir jetzt nicht zu einer deutschen Mehrheit gelangen — schrieb einer der Unsern aus Frankreich —, so mag Gott wissen, was er mit unserm geliebten Lande vor hat. Ich aber nehme an, daß er dessen in widernatürlicher Verbindung kämpfende Feinde mit Blindheit schlug, um sie zu verderben. Es ist doch ein vertrackter Zustand, daß Bismarck, während er wie ein Held Dietrich steht und mit gereckten Armen zwei Riesen abhält, einander

in die Haare zu fahren, dem Grobzeug Rede stehen muß, das um seine Füße kriecht. Vertrakt, daß neben unsern Feldherren die Pygmäen Windthorst, Richter und Bamberger sich in den Kriegsrat drängen! Könnte man die drei doch für einige Zeit in die Front einstellen und Spitzentrab laufen lassen." Anton Springer aber schrieb in einer vielerwähnten Kritik über den aufgelösten Reichstag in der „Deutschen Zeitung“: „Das Ansehen dieser Führer (Windthorst-Richter) kann nur aus der Selbsterniedrigung des Reichstags erklärt werden. Gehandelt wird in ihm doch nicht, nur gesprochen, und zwar fast ausschließlich zum Fenster hinaus gesprochen; kurzweilig und unterhaltend, bald durch Grobheit herausfordernd, bald Lachen erregend, das verlangen Hörer und Leser von den Reden, und diejenigen Boten genießen das größte Ansehen, welche sich auf beide Dinge am besten verstehen.“ Das war ein schlimmes Urteil, umso schlimmer, als es wahr war schon seit Jahren. Seit acht Jahren schon hatte es kaum eine anmaßlichere Einrichtung gegeben als die des deutschen Reichstages unter dieser Führerschaft Windthorst-Richter. Am anmaßendsten aber und zugleich am unfruchtbarsten war immer der Fortschritt gewesen. Im Verlaufe des Wahlkampfes legte er vollends alle Scham ab; meinte doch Eugen Richters Zeitung, der Reichstag könne für den Fall der Neubesezung die Posten des Kriegsministers und des Chefs des Generalstabes in die Rubrik „künftig wegfallend“ verweisen. Ganz offen wurde die Wahlverbrüderung zwischen Deutschfreisinnigen und Sozialdemokraten eingestanden. Munkel forderte beide auf, sich zu gemeinsamer Bekämpfung der Reichsregierung und der sie unterstützenden Parteien die Hand zu reichen und sich über jeden Sieg zu freuen, den einer von ihnen erringe. Läge der gemeinsame Feind (d. h. hier das deutsche Reich!) am Boden, dann könne die Auseinandersetzung über die Punkte, die Deutschfreisinnige und Sozialdemokraten trennten, erfolgen. Wer von beiden der stärkere sei, werde sich dann schon zeigen. Wie aber die Sozialdemokraten die Unterstützung der subalternen freisinnigen Gefellen lohnten, das erfuhr Herr Munkel, als in derselben Versammlung ein Sozialdemokrat unter Beifall seiner Genossen davor warnte, „einen Schaukelbruder und Hoffschauspieler“ à la Munkel zu wählen.

Wie vor den Sozialdemokraten, so krochen auch vor Frankreich die Freisinnigen als echte Reptile. Die Franzosen mit Boulanger waren ihnen die Friedliebenden, die deutschnationalen Parteien mit der Regierung waren die wahren Chauvinisten. Ein solches Reptilfabrikat war der Artikel „Auf die Schanzen“ in der „Freisinnigen Zeitung.“ Ein andres nicht minder herrliches lieferte das Berliner „Deutsche Reichsblatt,“ indem es die Freisinnigen, die im Graudenzer Wahlkreise für Hobrecht stimmten, als solche hinstellte, die sich zu Deutschen zweiter Klasse machten und andern Parteien hörig wären. Wer sein Vaterland über die Parteiinteressen stellt, der macht sich zum Hörigen! Und das alles geschah, während es alle Tage sicherer wurde, daß, wie das Ausland

von der Zerrissenheit der Deutschen in der Heeresfrage überzeugt wurde, der Krieg vor der Thür stand. Denn die Lage war so, wie die „Kölnische Zeitung“ schrieb: „Wer die Militärvorlage der Regierung verwerfen will, der will entweder Elsaß-Lothringen aufgeben, oder er will den Krieg.“ Dabei wußte man, daß der Barackenbau so vermehrt und beschleunigt wurde, daß z. B. in Verdun die Herstellung von dreißig Baracken zur Unterbringung von 80 000 Mann bis zum 15. März ausbedungen war. Ähnlich war es mit der Herstellung von Baracken in Etain, in Conflans, in Epinal, in Belfort. Trotz alledem kochte bei den Deutschfreisinnigen der Haß gegen die Regierung, gegen Bismarck und Moltke fort. „Sie müssen etwas Großes haben, das sie hassen können,“ sagte einmal Goethe in Bezug auf Canning's Gegner.

Während die Deutschfreisinnigen so ihrem Haße gegen „alles, was uns groß, reich und einig gemacht hat,“ nachgingen, wühlte Windthorst die kenntnislose Masse seiner Wähler auf. Immer wieder behauptete er, daß in den übrigen großen Militärstaaten, wo parlamentarische Einrichtungen seien, die einjährige Bewilligung Rechtens sei. Er wußte natürlich recht gut, daß das nur in England, und auch da nur als tote Form besteht, daß Frankreich auf Grund des Gesetzes vom 13. März 1875 dauernde Feststellung der Friedensstärke hat, Oesterreich auf zehn Jahre. Aber es wurde fortgelogen, und dem Bauer wurde sogar erzählt, daß die Militärvorlage mit dem Septennat bezwecke, die Dienstzeit des einzelnen Mannes von drei auf sieben Jahre zu erhöhen, sodas mehrere Regierungen, z. B. die weimarische, sich veranlaßt sahen, öffentlich der ungeheuern Lüge zu widersprechen.

Indessen blies die französische Presse die Friedensschalmei. Den Schein der Friedensliebe zu erwecken, daran hatte sie großes Interesse. Erstens war den Revancheplänen damit nicht gedient, daß im eignen Lande die friedliebenden Elemente hellhörig wurden und aufzupassen angingen; sodann paßte es ihnen nicht, daß Deutschland den vollen Ernst der Lage erkenne und demgemäß handle. Die Überzeugung, daß man in Deutschland mit der Eventualität eines Krieges schwerster Art rechnet und sich mit vollem Ernste rüstet, um, wenn es an das saigner à blanc geht, nicht der passive Teil zu sein, wird immerdar der wirksamste Dämpfer für die Rachebestrebungen unsrer liebenswürdigen Nachbarn sein. Also, je rachelustiger die französische Presse war, desto friedlichere Töne schlug sie an. Aber in unsrer freisinnigen Presse herrschte darüber eitel Freude; sie hatte nun den ersehnten Eideshelfer für ihre Behauptung einer äußerst friedlichen Lage. So entstand eine entente cordiale der freisinnigen und der französischen Presse. Ein für uns höchst beschämendes Bild; denn in allen auswärtigen uns feindlichen Blättern wurde jetzt die gespannte Lage Europas auf den bösen Willen Deutschlands zurückgeführt, und deutsche Zeitungen selbst konnten als Zeugen dafür aufgerufen werden. Stellten doch die fortschrittlichen

und klerikalen Blätter dazu alle Meldungen über kriegerische Vorbereitungen der Franzosen als Wahlmanöver Bismarcks hin. Der Schade, der damit der Ruhe der Welt und dem Stand der Geschäfte zugefügt wurde, war unberechenbar. Aber diese Presse hatte kein Gefühl von der Schwere der Verantwortlichkeit, die sie mit dieser Taktik auf sich nahm, obschon auch die wirtschaftliche Verwüstung umso tiefer werden mußte, je mehr die Geschäftswelt in falsche Ruhe eingewiegt wurde. Bei diesen Ausführungen der Oppositionszeitungen über die Friedensliebe des Generals Boulanger und die friedenzerstörenden Wahlmanöver der deutschen Regierung mußte man sich fragen, wo denn eigentlich diese Blätter gedruckt würden. Selbst die uns gerade nicht übermäßig wohlwollende Times hielt diesen Blättern mit der Friedensmusik die Thatsache der kriegerischen Vorbereitungen in Frankreich entgegen und fragte diese deutschen Zeitungen, ob sie die unbestreitbare Thatsache zu leugnen gedächten.

Inzwischen hatte Bismarck den Papst zum Tadel des Zentrums vermocht. Es war ein großer Erfolg seiner Staatskunst; zum Besten einer protestantischen Regierung tadelte Leo XIII. seine Anhänger und empfahl das doch hauptsächlich gegen das katholische Frankreich gerichtete Septennat. Natürlich hat der kluge Diplomat auf dem heiligen Stuhle das nicht den schönen Augen der deutschen Regierung zuliebe gethan; ein zum zweitenmale niedergeworfenes Frankreich kann nicht zu den Wünschen des Vatikans gehören. Aber diese Betrachtung ist für den gewissenhaften deutschen Staatsmann nicht anzustellen, solange er eine Möglichkeit sieht, den Frieden zu erhalten. Als der Papst seinen gewichtigen Beitrag dazu lieferte, mußte er Bismarck willkommen sein. Der Freisinn aber, der, man darf es nie vergessen, im Jahre 1874 zuerst mit dem Zentrum zu buhlen aufgefangen hat, schrieb Peter über die von Bismarck herausgeforderte päpstliche Einmischung in deutsche Angelegenheiten. Die fortgesetzte Einmischung des Papstes in deutsche Dinge, die das Zentrum als stehende Einrichtung verlangt, hat der Freisinn liebevoll gepflegt durch die zärtlichste Verbindung mit diesem Zentrum; wie aber Bismarck anfang, mit der Thatsache zu rechnen, die nun einmal nicht wegzubringen ist, die auch dem Freisinn lange Zeit sehr passend war, daß der Papst das geistliche Oberhaupt von achtzehn Millionen Deutschen ist, und wie er, Bismarck, es dahin gebracht hatte, daß dieses Oberhaupt den Abgeordneten von diesen achtzehn Millionen mangelhafte Ausführung ihres Berufes vorwarf, da sollte das Verständigung am deutschen Volkstum sein. Auf's überschwänglichste wurde das Zentrum von der deutschfreisinnigen Gefolgschaft gelobt, weil es der Mahnung des Papstes, für das Septennat zu stimmen, nicht gefolgt sei. Schade, daß diese Mahnung dem Zentrum von seinen Führern verheimlicht worden war! So ereiferten sich die, welche sich nicht gescheut hatten, von der katholischen Hierarchie sich unter dem schwersten Gewissensdruck Mandate verschaffen zu lassen, über die Einmischung des Oberhauptes der Hierarchie, die niemals eingetreten wäre, wenn

der Freisinn in frühern Jahren verstanden hätte, patriotisch zu sein; gerade dadurch, daß die Fortschrittspartei einerseits und die protestantischen Klerikalen andererseits die Kraft der preußischen Regierung im Kampfe gegen den Ultramontanismus lähmten, tragen sie die Hauptschuld daran, daß der Kulturkampf so verlief, wie er nun eben verlaufen ist. Herr Minister a. D. Falk kann davon wohl manch Stückchen erzählen. Jetzt fehlt nur das eine, daß sie beide über Verrat schreiben. Daß sie Schafe waren, die ihre Wolle für einen andern trugen, ließen sie sich nicht im Traume einfallen. Was insbesondere die Freisinnigen angeht, so liegt die Sache so: so lange die Einmischung des offiziellen Apparates zu Gunsten des Freisinns erfolgte, war dies heilsam; wenn sie im entgegengesetzten Fall erfolgt, ist dies eine tiefe Demütigung Deutschlands.

Bei den Friedensschalmeien, die dem Freisinn so liebliche Musik waren, hatte Frankreich seine Rüstungen fortgesetzt. Zu den sechsundachtzig Millionen für Boulanger, die die französische Deputirtenkammer schweigend und einstimmig bewilligt hatte, hatte sie dreißig Millionen zur Vermehrung der Kriegsflotte für Kluge hinzugefügt. Die Revanche, und ähnlich wie sie alle Pariser Blätter, schrieb nach der Abstimmung über diese militärischen Forderungen am 8. Februar: „Die Kammer hat die militärischen Forderungen ohne alle Umschweife, ebenso leicht, ebenso natürlich, ebenso rundweg bewilligt, wie das einfachste Gesetz mit beschränktester Tragweite, mit derselben Schnelligkeit, wir möchten sagen mit derselben Augenblicklichkeit. Wir haben für uns nur einen Schmerz, daß man dem nationalen Patriotismus kein noch größeres und wirksameres Opfer abverlangt hat.“ Die französische Kammer bewilligte lautlos für einen Angriffskrieg, der deutsche Reichstag hat aufgelöst werden müssen, weil er die Stärkung der Wehrkraft für einen Verteidigungskrieg verweigert hatte. Wenn der Freisinn nur in einem ehrlichen Irrtum über die Stimmung der entscheidenden Kreise in Frankreich gewesen wäre, man sollte meinen, aus der Abstimmung der Deputirtenkammer hätte er entnehmen müssen, daß diese damals vielgerühmte Stille der Franzosen nur ein allgemeines, erwartungsvolles Harren auf die Stunde war, wo der erkorene Führer, den man bereits zu haben glaubte, das Zeichen geben würde. Welchen Sinn hatte diese Abstimmung in der französischen Kammer, wenn nicht den, den die France mit klaren Worten gab, als sie, schon mehrere Wochen vor dieser Abstimmung schrieb: „Boulanger ist der Kämpfer, dem wir vertrauen, der Soldat, von dem wir erwarten, daß er das Sehnen Frankreichs stille.“ Und wiederum, am 18. Dezember 1886: „Graf Moltke hat gesagt, Deutschland werde Elsaß-Lothringen niemals wieder herausgeben. Das haben wir auch garnicht erwartet; aber da wir beabsichtigen, diese beiden Provinzen zurückzunehmen . . ., so steht es unwiderruflich fest, daß der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland unvermeidlich geworden ist, ein Krieg, der heute oder morgen, sicherlich aber bei der ersten Gelegenheit zum Ausbruch kommen wird.“ Das ist doch wahrlich die Sprache von Feinden, die uns bis aufs Blut hassen

und denen gegenüber es gelten mußte, unsre Wehrkraft zu stärken, nicht für heute oder morgen nur, sondern für die Zukunft. Und bei solcher Sprache unsrer Feinde, die gar kein Hehl daraus machten und machen, daß sie unsern Untergang ersehnen, da konnten deutsche Zeitungen von französischer Friedensliebe reden! Solchen in deutscher Sprache schreibenden Zeitungen stellte ein französisches Blatt, Paris, ein förmliches Zeugnis ihres Wohlverhaltens aus: „Man kann den Eifer nur anerkennen, so schrieb das französische Blatt, in dem unsre Sache in ganz besondrer Weise von der »Freisinnigen Zeitung«, dem Organ des Herrn Richter, von der »Germania«, dem Organ des Herrn Windthorst, vom »Berliner Tageblatt« und von der »Frankfurter Zeitung«, dem Organ des Herrn Sonnemann, vom »Beobachter« in Stuttgart, dem Organ des Herrn Karl Mayer, des Führers der Volkspartei in Württemberg, und von der »Volkzeitung«, dem katholischen Journal in Köln, unterstützt worden ist.“ Und damit auch die lieben Brüder von Sozialdemokraten ihren Anteil an der Ehre französischer Anerkennung empfangen, so begrüßte Felix Pyat die Vertreter derselben im Reichstage als „echte Franzosen.“

Bereits aber hatte es angefangen, im Lager des Zentrums wie des Freisinn zu bröckeln, und es bröckelte fort. Für den letzteren war die Losagung der sächsischen freisinnigen Vertreter von Eugen Richter ein schwerer Schlag, für das erstere die Losagung eines Teiles des rheinischen und westfälischen Adels von Windthorst. Dagegen siegte in dem reichstreuen Lager die Kartelltreue der beiden konservativen und der nationalliberalen Partei, ein Zeichen, daß die politische Reife mächtig gewachsen war in der schlimmen Zeit der Herrschaft der drei großen Recken: Windthorst-Richter-Grillenberger. Man unterwarf überall bei den reichstreuen Parteien aus Gründen der höheren politischen Einsicht die bestehenden örtlichen und persönlichen Differenzen den höheren Interessen des Staates. Die Liebe zum Vaterlande erwachte mächtig; die Reihen der Freisinnigen lichteteten sich merklich. Hätte diese nicht eine Götterhand mit Verblendung geschlagen, sie hätten es bemerken müssen, wie sich die Volksseele von ihnen wandte, und hätten sich fragen müssen, ob denn nicht ein Teil der Schuld wenigstens sie träge. Wie viele ihrer dann ehrliche Männer waren, sie mußten handeln nach dem alten guten Wort: Quae nocitura tenes, quamvis sint cara, relinque! Aber sie wollten das Regen der Volksseele und die bange Sorge für das Vaterland nicht verstehen, vielmehr trieben sie das Geschäft der politischen Brunnenvergiftung umso stärker, je mehr die Ahnung vom Abfall des Volkes sie beschlich. Konnte man bisher ihr Verhalten in Bezug auf die Sicherheit des Vaterlandes noch als Leichtsinns ihrerseits sich erklären, so traten gegen das Ende des Wahlkampfes Dinge zu Tage, wo der Leichtsinns ins Verbrechen umschlug. War es noch interessant gewesen, zu sehen, wie die Deutschfreisinnigen mit Feuereifer für „die Einheit und Unteilbarkeit“ des Zentrums wirkten und wie die Aufrechthaltung der Macht des Zentrums der Grenzboten III. 1887.

Hauptpunkt des fortschrittlichen Programms in derselben Presse wurde, die soeben erst im Namen des deutschen Protestantismus sich über das Jakobinische Schreiben entrüstet hatte, so war es fast offener Übergang zum Feinde, als die „Bosnische Zeitung“ gegenüber der Ansprache des Statthalters der Reichslande den Elsaß-Lothringern zurief: „Habt den Mut, euch euers eignen Verstandes zu bedienen!“ Es hieß das, wie es gar nicht anders heißen konnte: Wählt Protestler, Feinde des Reiches! In Lübeck ging diejenige Partei, die Moltkes Worte entstellt, des Kriegsministers Aussagen falsch ausgelegt, dem Kronprinzen Aussprüche, die er nie gethan hat, untergeschoben, das Nichterscheinen einer kaiserlichen Proklamation gegen besseres Wissen für ihren Friedensschwindel benutzt hatte, endlich in ihrer Frechheit so weit, daß sie durch Maueranschlag eine von ihr erfundene kaiserliche Erklärung, es werde keinen Krieg geben, verbreiten ließ.

Gedenken wir noch mit wenig Worten der Berliner Wahlen. Nur aus dem bitteren Gefühle seines Niederganges kann man es erklären, wenn der Fortschritt hier in seiner Hochburg jede Vorsicht im Lügen und Fälschen vergaß, ganz offen die Aufwiegelung der Bevölkerung gegen die Staatsgesetze betrieb und dem Volke die Freude am Vaterland systematisch zu rauben suchte. Das Sozialistengesetz wurde als ein Schlag hingestellt, dem gegenüber die nationale Einheit und Größe des deutschen Volkes völlig ihren Wert verlor. Die staatliche Gesetzgebung seit 1878 erhielt die Signatur: Wer viel hatte, dem ist gegeben worden, wer wenig hatte, dem ist auch das Wenige genommen. Die Maßnahme der Reichstagsauflösung wurde mit dem Ausrufe charakterisirt: „Man spielt wagehalsig mit den höchsten Gütern der Nation!“ Und wessen Acker wurde mit solchem Abhub gedüngt? Die nahrhafteste Kost aus der Küche des deutschen Freisinns erhielt die Sozialdemokratie. Mehr noch als sonst zeigte sich dies in dem letzten Wahlkampfe, daß es wahr ist, wenn man sagt, daß die Sumpflume der Sozialdemokratie am besten in dem Sumpfe der Fortschrittspartei gedeihe. Abgesehen aber davon, daß der Aufruf der Freisinnigen ganz den Geist der Bebel, Liebknecht, Hafenclever und Grillenberger atmete, wurde in ihrer Presse auch der Papst in allen Tonarten beschworen, die Kraft des deutschfeindlichen Zentrums ja nicht zu lähmen. Gewiß, hätte das Volk von dem Geschrei dieser wutvollen Thorheit sich hinreißen lassen, wir atmeten jetzt nicht die Ruhe des Friedens. Glücklicherweise sorgte die Stimme aller Vaterlandsliebenden dafür, daß unsre wehrhaften Männer nicht in ihrem Blute das ausbaden mußten, was die Herren Windthorst und Genossen anzurichten sich so viel Mühe gegeben hatten.

Um endlich zu zeigen, in welchem Geiste auch noch die Stichwahlen von den Freisinnigen betrieben worden sind, mögen nur zwei Vorgänge noch hier erzählt werden. Am 28. Februar hat der schließlich auch in Halle gewählte deutschfreisinnige Kandidat Dr. Alex. Meyer auf dem Bahnhofsperron in Gröbers

mehrfach einer Anzahl anscheinend dem Arbeiterstande angehörigen Personen laut und vernehmlich folgende Instruktion erteilt: „Nehmen Sie Täglichsbeck'sche Zettel, streichen Sie Täglichsbeck (den Namen des nationalliberalen Kandidaten) durch und schreiben Sie Dr. Alexander Meyer darauf. Wenn Sie jemand fragt, wen Sie gewählt haben, so können Sie ruhig sagen: ich habe den Zettel von Täglichsbeck abgegeben.“ Der in der Hauptwahl in Verden unterlegene deutschfreisinnige Kandidat Dr. Kühlenbeck forderte die Wähler seiner Partei auf, in der Stichwahl positiv für den Welfen einzutreten, weil die deutschfreisinnige Partei mit der welfischen den Boden „gemeinsamer Opposition“ teile. Der Aufforderung wurde in Verden auch entsprochen.

Man sieht, diese Sprache paßt ganz zu der, die bei den Berliner Wahlen von der freisinnigen Partei geführt wurde. Aber eine Partei, die sich so auf allen Gebieten gegen den nationalen Fortschritt auflehnt, ist, wenn sie hie und da auch noch durch die verzweifeltsten Mittel Erfolge erringt, doch weiter nichts mehr als eine Invalidenkompagnie. Und so hilft sich auch thatsächlich die Partei mit dem schönen Namen des deutschen Freisinn nur eben noch mühsam fort auf der doppelten Krücke der Ultramontanen und der Sozialdemokraten. Bald wird Herr Eugen Richter sein Werk, die Vernichtung seiner eignen Partei, vollendet haben; sind doch mehrere seiner Getreuesten bereits ganz still geworden. *Quocunque ingrederis, sequitur mors corporis umbra.*



## Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen.

Von Guntram Schultheiß.

(Fortsetzung.)



uch nach dem Zerfall des fränkischen Reiches blieben die eigentlich deutschen Stämme in lockerer Reichseinheit, in einer geselligen Umbildung begriffen, die eine weltliche Aristokratie und eine selbständige Priesterschaft über die landbauende Bevölkerung stellte und diesen dreien verschiedene Aufgaben zuwies. In diesen Ständen mußte sich der Volkscharakter in verschiedener Weise ausdrücken; es ist im wesentlichen nur die Thätigkeit des Kriegerstandes und der Geistlichkeit als Lebensbesitzer und Teilhaber, ja Träger der Reichsgewalt, was wir deutsche Kaisergeschichte nennen, glänzend und ruhmvoll, wenn auch arm an dauernden